



Annemarie Pieper

Nachgedacht

Philosophische Streifzüge
durch unseren Alltag

Schwabe^{reflexe}



Dieses eBook ist seitenidentisch mit der gedruckten Ausgabe und verfügt u.a. über folgende Funktionen: Volltextsuche, klickbares Inhaltsverzeichnis sowie Verlinkungen und zu Internetseiten. Die gedruckte Ausgabe erhalten Sie im Buchhandel sowie über unsere Website www.schwabeverlag.ch. Dort finden Sie auch unser gesamtes Programm und viele weitere Informationen.



In den vorliegenden Essays widmet sich Annemarie Pieper Begriffen, Sprichworten, Redensarten und Weisheiten, welche die ganze Bandbreite unseres Lebens betreffen: unsere Haltungen und Tugenden, unser Verständnis von Wirtschaft und Politik, unsere Wahrnehmung von Zeit und Freizeit, unsere Formen des Wohnens, unsere Sprache – und nicht zuletzt, wie philosophisches Nachdenken unser Bewusstsein davon verdichtet, was uns alltäglich umgibt und umtreibt.

Annemarie Pieper öffnet und weitet unseren philosophischen Blick auf Sachverhalte, deren Aufklärung für das persönliche Selbstverständnis ebenso wichtig ist wie für die Gestaltung der zwischenmenschlichen Beziehungen. In knapper und zugespitzter Form deckt die Philosophin Schätze und manchmal verborgene Sinne auf, die uns in ihrer scheinbaren Abgegriffenheit und Banalität nicht selten entgehen.

Die kurzen Abhandlungen sind als Kolumnen in Tageszeitungen und Zeitschriften erschienen, bei den ausgreifenderen Beiträgen handelt es sich um Kurzvorträge, die im ausseruniversitären Rahmen vor einer aufmerksamen Zuhörerschaft gehalten wurden.

Annemarie Pieper war von 1981 bis 2001 ordentliche Professorin für Philosophie an der Universität Basel. In ihren Forschungsarbeiten, die sie in zahlreichen Publikationen veröffentlicht hat, setzt sie sich vor allem mit der Existenzphilosophie und der philosophischen Ethik auseinander. Seit ihrer Emeritierung hält sie zudem vermehrt Vorträge zu den Themenschwerpunkten Bildung, Alter, Politik sowie Sinn- und Wertfragen. 2006 erschien im Schwabe Verlag Basel ihr erster Roman *Die Klugscheisser GmbH*, 2010 in der Reihe Schwabe Reflexe «Ein Seil, geknüpft zwischen Thier und Übermensch». Philosophische Erläuterungen zu Nietzsches 'Also sprach Zarathustra' von 1883. 2013 erhielt Annemarie Pieper den Preis der Dr. Margrit Egnér-Stiftung. Annemarie Pieper ist Mitherausgeberin der Kritischen Gesamtausgabe der Briefe Friedrich Nietzsches (KGB), des Jahrbuches der Nietzsche-Gesellschaft, *Nietzscheforschung*, sowie Mitglied des Stiftungsrates der Stiftung Nietzsche-Haus in Sils Maria.

Annemarie Pieper

Nachgedacht

Philosophische Streifzüge
durch unseren Alltag

Schwabe Verlag Basel

Schwabe reflexe 39

Copyright © 2014 Schwabe AG, Verlag, Basel, Schweiz

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt. Das Werk einschließlich seiner Teile darf ohne schriftliche Genehmigung des Verlages in keiner Form reproduziert oder elektronisch verarbeitet, vervielfältigt, zugänglich gemacht oder verbreitet werden.

Gesamtherstellung: Schwabe AG, Muttenz/Basel, Schweiz

Printed in Switzerland

ISBN Printausgabe 978-3-7965-3358-7

ISBN eBook (PDF) 978-3-7965-3359-4

rights@schwabe.ch

www.schwabeverlag.ch

Inhalt

Vorwort	9
(1) Anfänge	
Aller Anfang ist schwer	13
Henne oder Ei? – Das Dilemma der Urzeugung	14
Lust und Schmerz des Abschiednehmens	16
(2) Wohnen und Leben	
Wohnen	29
Mobilität, Flexibilität, Geschwindigkeit	38
Wie man sich bettet, so liegt man	48
In Morpheus' Armen?	51
Auf Rosen gebettet	63
Der Garten: Naturprodukt oder kulturelles Erzeugnis?	65
Leben	80
Vom Nutzen und Nachteil der Kunst für das Leben	85
(3) Töne, Farben und Licht	
Wie man in den Wald hinein ruft, so schallt es wieder heraus	95
Grau, teurer Freund, ist alle Theorie	97
Tunnelblick und schwarze Seele	100
Der Fleck muss weg	109

(4) Der Mensch

Der Affe im Menschen, der Mensch im Affen	115
Der perfekte Mensch	127
Der gläserne Mensch	133

(5) Tugenden

Solidarität	149
Treue	151
Toleranz	154
Nächstenliebe und Gerechtigkeit	160
Der tapfere Krieger und die züchtige Hausfrau	168

(6) Bosheit

Das Böse – Verhängnis oder Schuld?	187
Lüge	199
Wer den Schaden hat	200
Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein	201
Mephisto	202
Fanatismus	211

(7) Moral

Moral	223
Wie viel Freiheit braucht der Mensch?	225
Respekt	239
Sinn	245
Leitkultur	247

(8) Politik

Wozu braucht es Politik?	251
Die Ambivalenz der Macht	258
Die Erosion demokratischer Werte durch die Wirtschaft	265
Alternativlos	270
Führungsqualität	272
Integration	274

(9) Wirtschaft

Leistung	279
Humankapital	281
Steueroptimierung	283
Gier	285
Risiko	287
Macht Geld glücklich?	289

(10) Drunter und drüber

Himmelwärts – zur Symbolkraft von Türmen	299
Schlangen	302
Gekröpft	305
Hexensabbat	307

(11) Sprache

Von Bücherwürmern und Leseratten	313
Geschlechtergerecht	320
Lesen im Buch des Lebens	322

(12) Philosophie

Denker	329
Philosophie auf dem Markt	33I
Neugier und Staunen: Die Lust, den Dingen auf den Grund zu gehen	334
Vom Phänomen zum Begriff	348
Ich weiss, dass ich nichts weiss	355

(13) Zeit

Wenn uns die Zeit abhanden kommt	365
Existentielle Zeit	369
Der Augenblick zwischen Zeit und Ewigkeit	373
Same procedure as every year	38I
Kommt Zeit, kommt Rat	382

(14) Entspannung

Spannung	385
Wer zuletzt lacht, lacht am besten	390
Humor	39I

(15) Das Ende

Wenn das Gerippe rockt	407
Ein guter Tod?	4I5
Demenz	422
Ende gut, alles gut	429
Literaturverweise	43I

Vorwort

Den Dingen auf den Grund zu gehen, prinzipielle Fragen aufzuwerfen und Wege zu einer möglichen Antwort aufzuzeigen, Begriffe zu analysieren und logische Zusammenhänge herzustellen, ist nicht allein den Fachphilosophen und -philosophinnen in akademischen Gefilden vorbehalten. Auch in der Alltagswelt gibt es Probleme und Ereignisse, die zu einem vertieften Nachdenken zwingen, das ins Grundsätzliche vorstösst und damit philosophisch wird. Die Früchte solcher erfahrungsgestützter Überlegungen finden sich in verdichteter Form in Redensarten, Sprichwörtern und Alltagsweisheiten, deren tieferer Sinn aufgrund ihrer scheinbaren Abgegriffenheit oft zur Banalität verkommt. Doch es lohnt sich, diese Schätze zu heben und sich von ihnen zu eigenen, weiterführenden Gedankengängen anstiften zu lassen.

Die in diesem Band versammelten Texte verdanken sich Anregungen und Nachfragen, die das Interesse eines breiten Publikums an philosophischer Durchdringung von Sachverhalten widerspiegeln, deren Aufklärung für das persönliche Selbstverständnis als ebenso wichtig erachtet wird wie für die Gestaltung der zwischenmenschlichen Beziehungen. Die kurzen Abhandlungen sind als Kolumnen in Tageszeitungen und Zeitschriften erschienen. Sie versuchen in knappster, zugespitzter Form ein zeitgenössisches Schlagwort oder eine Redeweise auf den Punkt zu bringen.

Bei den etwas ausgreifenderen Beiträgen handelt es sich durchwegs um Kurzvorträge, die im ausseruniversitären Rahmen gehalten wurden. Ob in Schulen und Spitälern, in Kirchen und Gemeindehäusern, in Seniorenzentren und Museen, in Logen und Service Clubs, im Theater und im Zoo – überall interessierte sich die Zuhörerschaft nicht nur für die Sinnfragen des Lebens, sondern auch für die Lösungsansätze der Philosophen. Es hat sich gezeigt, dass vor allem Nietzsche und Platon, aber auch Kant, Kierkegaard und andere grosse Denker unserer abendländischen Kultur die Kontroversen ungemein belebt haben, was sicher darauf zurückzuführen ist, dass sie die Probleme der Menschheit nachhaltig bewirtschaftet haben, so dass es sich nach wie vor lohnt, ihre Überlegungen in den heutigen Diskurs mit einzubeziehen.

(I) Anfänge

Aller Anfang ist schwer

Die Schwierigkeit eines Neubeginns hängt damit zusammen, dass Erfahrungswerte fehlen, die als Kompass beim Weg in die Zukunft dienen. Selbst die Gott zugeschriebene Allmacht scheint bei der Schöpfung nicht hinreichend gewesen zu sein, um von vornherein sicherzustellen, dass der Schaffensprozess gelingt. Deshalb sah sich Gott genötigt, jeden Abend das am Tag Hervorgebrachte zu überprüfen und in einem befriedigten «Siehe, es war gut» dessen Qualität zu konstatieren. Damit erübrigte sich ein «Zurück auf Anfang».

Einen katastrophaleren Anfang der Weltentstehung, als ihn die naturwissenschaftliche Deutung entwirft, kann man sich kaum vorstellen: Der Urknall – dessen Anfang allerdings im Dunkel einer vor sich hin köchelnden Ursuppe verborgen liegt – schleudert Materiefetzen explosionsartig aus sich heraus, und erst im Verlauf von Jahrmillionen bildet sich im Zuge der expandierenden Elementarteilchen aus dem Chaos das Universum als ein wohlgeordnetes, doch nie fertiges Ganzes heraus.

Diese beiden Modelle eines absoluten Anfangs, das kreative und das evolutionäre Konzept, sind auch grundlegend für das menschliche Handeln, allerdings mit unterschiedlichen Schwierigkeiten verbunden. Der Anfang stellt nämlich die Weichen für ein glückliches Ende. Während ein kreativer Start («Im Anfang war das Wort/der Plan») zielgerichtet ist, lässt der evolutionäre («Im Anfang war die Tat») es offen, wohin die spontane Aktion führt. Doch in beiden Fällen besteht die Möglichkeit des Scheiterns. Ein Ziel kann man verfehlen, sei es, dass die Wege dorthin sich als nicht zielführend erweisen, sei es, dass das Ziel sich als unerreichbar herausstellt. Andererseits kann die ohne Vorüberlegung erfolgte Tat unerwünschte Folgen haben.

Trotzdem gewinnt das Leben seinen Sinn durch das Wagnis des immer wieder von neuem Anfangens. Ein Wesen, das nicht von Anfang an perfekt ist, sondern ständig an seiner Selbstvervollkommnung arbeiten muss, schöpft aus jedem Ende Kraft für einen Neubeginn. Mit jemandem, der stagniert, lässt sich nichts anfangen. «Jedem Anfang wohnt ein Zauber inne» (Hermann Hesse). Dieser Zauber bewirkt, dass wir uns ein absolutes Ende nicht vorstellen können. Nach dem Tod fängt ein anderes Leben an – wie auch immer.

Henne oder Ei? – Das Dilemma der Urzeugung

Wer war zuerst da: die Henne oder das Ei? Die Frage ist vertrackt. Sagt man, die Henne müsse als Produzentin des Eis vor diesem existiert haben, handelt man sich prompt die Frage nach der Herkunft der Henne ein. Und woher kam dann das Ei, aus dem die Henne stammt? Nicht zu vergessen den Hahn, der zwar keine Eier legen kann, ohne den es jedoch keine reproduktionsfähige Henne, geschweige denn ein Ei gäbe.

Eine Lösung des Dilemmas bietet sich an, wenn man unterstellt, die Entstehungsgeschichte und damit die Kausalkette habe einen absoluten Anfang: einen voraussetzungslosen Anfang, dem kein anderer Anfang mehr vorangeht. Ein solcher Anfang ist für religiöse Menschen Gott, der die Welt erschaffen hat, ohne selber erschaffen zu sein. Gott existiert von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Natürlich hat Gott keine Eier gelegt, sondern Geflügel hergestellt: zuerst den Hahn, dann die Henne, wie das Beispiel von Adam und Eva, die später entstanden sind, vermuten lässt. Damit die Lebewesen sich ohne göttliche Hilfe selber fortpflanzen können, hat ihr Schöpfer sie mit Geschlechtsorganen ausgestattet und damit die Eierproduktion in Gang gesetzt. Anders als die tierischen sind die menschlichen Erzeugnisse zum Verzehr ungeeignet. Doch geschieht dem Federvieh zweifellos bitter Unrecht, wenn Menschen sich als eitlen Gockel oder dummes Huhn beschimpfen.

Wer sich mangels Frömmigkeit nicht zu den Kreationisten zählen mag, sondern eher der Fraktion der Evolutionisten zugehörig fühlt, kommt zum entgegengesetzten Ergebnis, obwohl auch er die Entstehungsgeschichte von Henne und Ei auf einen absoluten Anfang zurückführt. Aus naturwissenschaftlicher Sicht begann alles mit einer Ursuppe, in der die Urmaterie noch ungeschieden wild durcheinander brodelte. Bis eine gewaltige Explosion die Bestandteile des Gebräus auseinander sprengte und in ein expandierendes Universum verwandelte. Dass der Urknall fertige Hühner aus sich herausschleuderte, die infolge der kolossalen Druckverhältnisse sofort flugtauglich waren, scheint eher unwahrscheinlich. Durch schieren Zufall prallten im Zuge der Ausdehnung des Weltalls winzige, mit potentielltem Leben aufgeladene, aber in alle Winde zerstreute Materiepartikel aufeinander und formierten sich

zu Keimzellen, aus denen dann männliche und weibliche Küken hervorgingen.

Gemäss der spirituellen Auffassung kommt demnach zuerst die Henne, dann das Ei; gemäss der evolutionsbiologischen Erklärung verhält es sich umgekehrt. Wer sich weder mit der einen noch mit der anderen Version anfreunden kann, findet vielleicht Gefallen an der Position des Dialektikers: Denkt man den Begriff der Henne, hat man automatisch den Begriff des Eis mitgedacht. So wie zugleich der Begriff des Eis den der Henne impliziert. Eins ist ohne das andere nicht zu begreifen. Philosophisch gesprochen: Das Ei ist das Apriori der Henne, während die Henne ihrerseits das Apriori des Eis ist. Wem das zu kompliziert klingt, dem ist vielleicht mit der Beschreibung des gleichen Sachverhalts in märchenhafter Form besser gedient: Wenn die Henne beim Körnerpicken über ihre Identität nachdenkt, ruft das Ei in ihr: Ich bin schon da. Sinniert das Ei im warmen Nest über seine Bestimmung, meldet sich das Huhn in ihm und ruft: Ich bin schon da. Wie Anfang und Ende auf einer Kreislinie nahtlos ineinander übergehen, so mündet die Henne in das Ei und das Ei in die Henne.

Die Aristotelische Vier-Ursachen-Lehre schliesslich löst das Dilemma theoretisch vollends auf durch Einbeziehung des Osterhasen. Die Henne ist die Wirkursache (*causa efficiens*) des Ostereis, das Hühnerei dessen stoffliche Ursache (*causa materialis*); der Osterhase liefert die künstlerische Idee als Ursache für die ästhetische Gestaltung (*causa formalis*) der Eierschale, und das Osterei als vorgestelltes Artefakt ist die Zweckursache (*causa finalis*) der Eierproduktion insgesamt.

Eingefleischte Skeptiker lassen sich freilich von keinem der angebotenen Lösungsvorschläge überzeugen. Denn wie man es auch dreht und wendet: Aus der Henne kommt immer ein Ei heraus und aus dem Ei ein Huhn: ein verwirrendes Beispiel für die ewige Wiederkehr des Gleichen. Oder eher ein Teufelskreis?

Lust und Schmerz des Abschiednehmens

Das menschliche Leben besteht überspitzt formuliert aus Übergängen und Neuanfängen. Selbst wenn feste Tagesstrukturen und eine gewisse Routine für einen inneren Zusammenhalt der Lebensabläufe sorgen, ist doch jeder Tag ein anderer, und all die Veränderungen, die mit und durch uns geschehen, müssen verarbeitet werden. Wir scheinen uns ständig neu zu erfinden und wollen doch immer dieselben bleiben, weil sonst ein Verlust der Identität droht. Einerseits wird dieses Ich, das wir immer mitschleppen, als Ballast empfunden – gerade wenn wir zu neuen Horizonten aufbrechen, aus den Zwängen einer Lebensform ausbrechen oder einen radikalen Umbruch wagen, wollen wir auch unser altes Ich verabschieden. Andererseits steht dieses Ich in Veränderungsprozessen gerade für Altvertrautes, Verlässliches, Gewohntes, so dass der abrupte Versuch, es loszuwerden mit Schmerz und Verlustängsten verbunden ist.

Nietzsche hat diese innere Zerrissenheit, die das Sich-selbst-Loswerden- und zugleich Behaltenwollen hervorruft, in einem Gedicht zum Ausdruck gebracht, das auf bewegende Weise die Gefühle, die sich beim Abschiednehmen vom Zuhause, in den «herzbrechenden letzten Stunden» unvermeidlich einstellen. Das Gedicht trägt den Titel *Abschied**:

Die Krähen schrei'n
Und ziehen schwirren Flugs zur Stadt:
Bald wird es schnei'n –
Wohl dem, der jetzt noch – Heimat hat!

Nun stehst du starr,
Schaust rückwärts ach! Wie lange schon!
Was bist du Narr
Vor Winters in die Welt – entflohn?

Die Welt – ein Thor
Zu tausend Wüsten stumm und kalt!
Wer Das verlor,
Was du verlierst, macht nirgends Halt.

* Die Literaturverweise zu den einzelnen Kapiteln befinden sich am Schluss des Buches.

Nun stehst du bleich,
 Zur Winter-Wanderschaft verflucht,
 Dem Rauche gleich,
 Der stets nach kältern Himmeln sucht.

Flieg', Vogel, schnarr'
 Dein Lied im Wüsten-Vogel-Ton! –
 Versteck', du Narr
 Dein blutend Herz in Eis und Hohn!

Die Krähen schrei'n
 Und ziehen schwirren Flugs zur Stadt:
 Bald wird es schnei'n,
 Weh dem, der keine Heimat hat!

Abschied, so sagt uns dieses Gedicht, erzeugt Verlust- und Kältegefühle. Wer die Heimat verlassen muss, verliert den Ort der Wärme, der Geborgenheit schenkt. Vor sich sieht er nur wüstes, unfruchtbares Land, das ihm keinen Schutz bietet vor dem hereinbrechenden Winter. Anders als die Krähen, die sich in den Städten vor der Kälte in Sicherheit bringen, muss der Wanderer seinen Abschiedsschmerz überwinden, und Ausschau nach einer neuen Heimat halten, die ihm wieder Wärme und Geborgenheit vermittelt. Das ist nicht leicht.

Heimat steht für gewachsene Lebensverhältnisse, für Beziehungen im privaten und beruflichen Bereich, aus denen man sich nur schwer und unter Schmerzen lösen kann, weil eine solche Zäsur als Bruch empfunden wird. Man fühlt sich in zwei diametral entgegengesetzte Richtungen gezogen und in sich selbst zerrissen. Man möchte zurück, aber es gibt kein Zurück. Man muss nach vorn, ist aber wie gelähmt. In dieser Situation totaler Orientierungslosigkeit ist der Blick zurück hilfreich. Um noch einmal Nietzsche zu zitieren: «Von dem, was du erkennen und messen willst, musst du Abschied nehmen, wenigstens auf eine Zeit. Erst wenn du die Stadt verlassen hast, siehst du, wie hoch sich ihre Thürme über die Häuser erheben.» Dies gilt sowohl im wörtlichen wie im übertragenen Sinn.

Solange man sich in der Stadt aufhält, in der man lebt, nimmt man sie kaum oder nur gewohnheitsmässig wahr. Man achtet nicht auf die am Weg liegenden Gebäude, weil es entweder an jedem Tag der gleiche Weg ist, der vom Wohnort zum Arbeitsort zurückgelegt

wird, oder man schaut nur auf die Strassenschilder und Hausnummern, wenn es darum geht, zu einem Ziel zu gelangen, das sich in einem unbekanntem Viertel befindet. Erst ein weiter entfernter Standpunkt ausserhalb ermöglicht einen Blick auf die Stadt als ganze und eine Einschätzung der Höhenunterschiede zwischen ihren Türmen und Häusern.

So ist es auch mit dem eigenen Ich. Man muss von sich selbst Abstand gewinnen, denn erst aus einer gewissen Distanz können wir unser Leben im Profil anschauen und seine Höhepunkte im Verhältnis zu den alltäglichen Erlebnissen richtig einschätzen. Abschiednehmen wird so verstanden zu einem Teil des Lebensvollzugs, denn aufgrund unseres ständigen Unterwegsseins sind wir immer im Aufbruch. Doch die Momente des Innehaltens sind wichtig, um sich einen klaren Kopf über das bisher Geleistete zu verschaffen: die Wege zu prüfen, die man bisher eingeschlagen hat, wo man gescheitert ist, weil Umwege und Holzwege vom anvisierten Ziel weg führten, welche Anstrengungen sich gelohnt haben, obwohl sie uns unversehens an ein anderes Ziel als das ursprünglich geplante beförderten, an welchen Orten wir glücklich oder unglücklich waren, und warum.

Was auffällt bei einer solchen Lebensbilanz, die man nicht erst am Ende des Lebens ziehen sollte, sondern mit einiger Regelmässigkeit immer wieder zwischendurch, ist die Verschachteltheit der einzelnen Lebensphasen. Lebensgeschichten, wie sie uns in Biographien und Autobiographien begegnen, erwecken oft den Eindruck, dass die chronologische Abfolge die Ereignisse glättet und wie aus einem Guss erscheinen lässt, so als ob jenes Individuum, über das berichtet wird, sich linear, nahtlos und ohne Brüche zu der Person entwickelt hat, die es jetzt ist. In Wirklichkeit jedoch gleichen die meisten Lebensgeschichten einer Baustelle, an der unablässig herumgewerkelt wird. Was Ludwig Wittgenstein über die Sprache gesagt hat, scheint mir auch auf das Leben zuzutreffen:

Unsere Sprache kann man ansehen als eine alte Stadt: Ein Gewinkel von Gässchen und Plätzen, alten und neuen Häusern, und Häusern mit Zubauten aus verschiedenen Zeiten; und dies umgeben von einer Menge neuer Vororte mit geraden und regelmässigen Strassen und mit einförmigen Häusern.

Jedes Individuum erweist sich als Architekt seines Lebens, das von aussen betrachtet alles andere als ein homogenes Ganzes darstellt,

dessen heterogene Teile sich aber doch durch die Identität der Person zu einem einmaligen Sinngebilde verdichten. Dieses Sinngebilde zeigt sich nur narrativ, mittels einer Sprache, die den verwickelten Lebenslinien nachgeht und dabei das Labyrinthische eines gelebten Lebens aufdeckt, nicht ohne den roten Faden aus der Hand zu geben, der die Wege (resp. Irrwege) miteinander verknüpft und wieder aus dem Labyrinth der Verirrungen heraus führt. Dieses Bild des roten Fadens scheint mir hilfreich, um die Identität stiftenden Leistungen des Erzähler-Ichs zu veranschaulichen, das zu schildern versucht, wie es in seiner Geschichte wohnt, und was das Besondere seines Lebens ist. Das Bild des roten Fadens stammt übrigens aus der Schifffahrt: Die englische Marine pflegte einst die Tauen der königlichen Flotte mit einem roten Faden zu kennzeichnen. Dieser Faden war so in die Stricke eingeflochten, dass man ihn nicht herauslösen konnte, ohne das Tau als ganzes zu zerreißen. Der rote Faden, der einem menschlichen Leben innewohnt, hält die heterogenen Bestandteile zusammen und verflechtet sie so in- und miteinander, dass die Individualität des Ichs und damit seine Identität zerstört würde, wollte man ihn aus den Geschichten herausrupfen und getrennt untersuchen.

Mit dem roten Faden gelingt die Selbstbesiedlung des Ich: Es beginnt in sich zu wohnen. Mit dem Stichwort «wohnen» greife ich einen Aspekt des Abschiednehmens auf, der mit Abgeschlossenheit umschrieben werden kann. Wer sich verabschiedet, scheidet sich ab von etwas, er vollzieht eine Trennung, und diese Trennung führt in die Abgeschlossenheit. Die Abgeschlossenheit markiert einen Rückzugsort, nicht nur im räumlichen, sondern auch im übertragenen Sinn: Man zieht sich in sich selbst zurück, um in der Abgeschlossenheit der Innerlichkeit Erlebtes und Erlittenes zu verarbeiten. Der Schmerz des Weggehens wird aufgewogen durch die Freude des bei sich Ankommens. In der Abgeschlossenheit können wir Abstand gewinnen und uns entspannen. Alles, was uns da draussen bedrückt und bedrängt, wird ausgeschlossen. In der Abgeschlossenheit wohnen wir, dort ist unser privater Bezirk, zu dem niemand ohne unsere Erlaubnis Zutritt hat.

Woher kommen wir? Wohin gehen wir? Wozu sind wir da? Das sind existentielle Grundfragen, die nicht nur die Philosophen, son-

dern auch die Theologen und die Schriftsteller beschäftigt haben. Fragen, die sich überdies die meisten Menschen im Zusammenhang mit Sinnkrisen in der einen oder anderen Weise selbst stellen. Nicht selten ist die Bewältigung der Krise mit einem Ortswechsel verbunden, in der Hoffnung, an einem anderen Ort neu beginnen zu können und wieder glücklich zu werden. Die Planung eines Ortswechsels ist zwar an pragmatische Überlegungen gebunden, aber unterschwellig ist dabei die Vorstellung eines Wunsch-Ortes mit im Spiel, eines idealen Ortes, an dem man endgültig angekommen sein wird, von dem man nie wieder Abschied nehmen und weggehen muss.

Sehnsuchtsorte sind ebenso verschieden wie die Menschen, die sie herbeiwünschen. Wenn jemand sagt, er sei reif für die Insel, dann steht die Insel hier für einen Ort, an dem man den Alltag vergessen kann. Weit entfernt und isoliert vom Festland, unbehelligt durch materielle Sorgen und Rollenzwänge, wähnt man sich aller Lasten ledig und befreit von drückenden Verpflichtungen. Wie Robinson, der nach Belieben auf seiner Insel schalten und walten konnte.

Schon Platon sprach von einer Insel der Seligen als dem Ort, an dem die unsterbliche Seele von Menschen, die ein anständiges Leben geführt haben, nach dem Tod des Körpers ein ewiges Glück finden wird, während die unverbesserlich Schlechten auf ewig in den Tartaros verbannt werden, jenen Gegenort, den die Christen Hölle genannt und dem Himmel entgegengesetzt haben. Gott und Teufel als die Hüter jener unverrückbaren Orte, von denen kein Abschied mehr möglich ist, markieren die Eckpunkte einer ethischen Wertskala, auf welcher sich der Mensch im Verlauf seines Lebens denkend, fühlend, wollend und handelnd verorten muss.

Die Insel als Sehnsuchtsort diente aber auch in den klassischen Utopien als idealer Ort, in den die Vision einer vollkommenen Gesellschaft hinein projiziert wurde. Abgeschieden, weit draussen in irgendeinem Meer gelegen, konnte eine Gruppe von Menschen, so die Fiktion, einen Staat gründen, der auf Prinzipien basierte, deren Befolgung eine friedlich miteinander verkehrende Gesellschaft ermöglichte. Allem, was die Menschen entzweit und Gewalt auf den Plan ruft: insbesondere Habgier, Neid und Ungerechtigkeit, wird durch Massnahmen der Boden entzogen, die eine strikte

Gleichheit aller Bürgerinnen und Bürger garantieren. Wo niemand mehr unzulässig privilegiert oder benachteiligt wird, kann es keine Kriege oder sonstige feindliche Auseinandersetzungen mehr geben. Allerdings hat eine solche idealisierte Lebensform ihren Preis: den Preis der Individualität und der Pluralität, letztendlich den Preis der persönlichen Freiheit und des damit verbundenen Selbstbestimmungsrechts. Es zählt allein das Wohlergehen des Wir, der soziale Nutzen. Daher muss das Ich sich in allem, was es denkt, will, fühlt und tut, ausschliesslich am gesamtgesellschaftlichen Wohlbefinden orientieren, unter Verzicht auf die Befriedigung eigener Wünsche. Gleiche Wohnungen, gleiche Kleider, die Einnahme der Mahlzeiten in öffentlichen Speisesälen sollen jede Privatsphäre unterbinden und dem Ich immer wieder vor Augen führen, dass seine Bedeutung allein darin besteht, Teil eines Wir als eines sozialen Organismus zu sein, dessen gleichförmig gemachte, entindividualisierte Glieder den allen gemeinsamen sozialen Ort bilden.

Nun schildern Utopien, wie es der Name bereits sagt, keine empirisch belegbaren Verhältnisse. U-topos heisst wörtlich: Nicht-Ort. Man kann diesen Ort weder geographisch noch zeitlich lokalisieren. Die rückwärts gewandten Utopien verlegen ihn an den Anfang der Geschichte, in ein Paradies oder in ein Goldenes Zeitalter. Der Garten Eden war laut biblischem Bericht der Genesis jener Ort, den Gott für seine Geschöpfe vorgesehen hatte. Doch nach dem Sündenfall wurden Adam und Eva aus dem Paradies vertrieben. Er wurde für sie zum Nicht-Ort, weil es ihnen verwehrt war, dorthin zurückzukehren. Stattdessen projizierten sie den verlorenen Ort in die Zukunft, als Sehnsuchtsort, der für das wieder gewonnene Paradies stand, das sie zum Ziel ihres Strebens machten und die Wege festlegte, auf welchen man es im Zuge einer Bewusstseinsveränderung erreichte.

Abschiednehmen, so haben wir gesehen, zieht eine Veränderung im Leben nach sich, und Veränderung bedeutet einen Neubeginn. Dieser kann erwünscht sein, entweder weil wir wollen, dass etwas aufhört bzw. beendet wird, z. B. eine bedrückende Situation, eine Beziehung, die einengt; oder weil wir wollen, dass etwas allererst anfängt und wir diesen Anfang mit einem Berufswechsel, einem Ortswechsel oder einem Partnerwechsel verbinden. Wir sind

daran gewöhnt, dass Dinge und Menschen sich ebenso verändern wie die Ansichten über sie. «Abwechslung ist das halbe Leben» sagen wir und meinen damit gemäss einem anderen Sprichwort: «Wer rastet, der rostet.» Flexibilität und Mobilität sind Schlagwörter, die Konjunktur haben und grosse Anpassungsfähigkeit fordern. Wir leben in ständig neuen Konstellationen, was als Bereicherung empfunden werden kann, aber viele auch verstört, weil sie sich überfordert fühlen und mehr Stabilität, verbunden mit einem überschaubaren Mass an Kontinuität haben möchten. Wenn wir nur drei Generationen zurückblicken, zeigt sich uns ein ganz anderes Bild unserer Lebenswelt. Die Lebensformen waren noch verhältnismässig homogen: Man übte lebenslang denselben Beruf aus, und auch Ortswechsel fanden eher selten statt. Man war aufgehoben in einer Familie, in welcher von den Grosseltern bis zu den Enkelkindern alle wenn nicht unter einem Dach so doch nahe beieinander wohnten.

Seitdem scheint das Leben riskanter geworden zu sein. Wir empfinden unsere zunehmend von globalen Entwicklungen abhängige Lage als bedrohlicher, da sich die Zukunft nicht mehr lückenlos planen lässt. Die fehlende Sicherheit schürt Ängste und beschwört Krisen herauf, zumal die gespannte Weltlage weit entfernt von jenen friedlichen Zuständen ist, die wir uns eigentlich wünschen. Kommen noch Unglücke und Unfälle im eigenen Lebensumfeld hinzu, wächst die Verzweiflung.

Die Frage ist, wie wir mit grundlegenden Veränderungen und den damit verbundenen persönlichen Sinnkrisen umgehen können, ohne in Depressionen zu verfallen. In der Operette *Die Fledermaus* von Johann Strauss heisst es: «Glücklich ist, wer vergisst, was nicht mehr zu ändern ist». Manchmal ist es sicher gut, die Dinge einfach sein zu lassen und es hinzunehmen, dass man nichts mehr daran ändern kann. Aber das Vergessen kann auch eine Form des Verdrängens sein, wenn man ein Problem nicht aufgearbeitet hat und dann eines Tages unvermittelt und umso heftiger wieder damit konfrontiert wird. In Schillers *Wilhelm Tell* wird ein Umbruch als ein tröstliches Geschehen geschildert, das zu einer neu gewonnenen Freiheit führt: «Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit, / Und neues Leben blüht aus den Ruinen.» Ein Akt der Zerstörung war nötig, um Platz zu schaffen für etwas Neues, das der Tyrannei der alten Ver-

hältnisse ein Ende setzt. Das Alte verschwindet nicht vollständig; die Ruinen erinnern daran, dass da einmal ein anderer Lebensraum war, der nun bedeutungslos ist, weil wir uns neu eingerichtet haben.

Trotzdem lassen sich die Ängste, die sich bei grundlegenden Veränderungen einstellen, nicht einfach abweisen, denn sie berühren die Sinnfrage. Die Sinnfrage wurde immer schon gestellt – Wozu bin ich da? –, geboren aus der uralten Furcht, das Leben könnte von Grund aus sinnlos sein, so dass alle Anstrengungen sich als vergebliche Mühe erweisen, weil am Ende ohnehin das grosse Umsonst steht. Von daher wird verständlich, warum wir uns in einem ersten Anlauf nach rückwärts wenden – Woher komme ich? –, um uns über das Wozu klar zu werden: Wir blicken nämlich zurück in der Hoffnung, in der von uns verabschiedeten Herkunfts- und Vorgeschichte den Sinn zu entdecken, den wir heute in unserer schnelllebigen Zeit häufig vermissen. Sollte sich zeigen, dass am Anfang alles gut war, dann lassen sich vielleicht die Gründe und Ursachen finden, die zum Verlust des ursprünglich Guten geführt haben. In Kenntnis dieser Gründe und Ursachen wäre dann unter der Leitfrage des Wozu? eine neue Sinn- und Selbstbestimmung möglich, die wiederum dem Wohin? eine Richtung gibt. Das versetzt uns in den Stand, die Vorstellung eines wieder guten, mit Sinn erfüllten Lebens als zu erreichendes Ziel in die Zukunft zu projizieren.

Ein bewusstes Leben zu führen heisst für Menschen: durch alle Veränderungen hindurch Sinn zu verwirklichen und auf diese Weise Kontinuität zu schaffen. Die Zeit ändert sich, aber auch wir verändern uns in der Zeit, ohne dass wir gänzlich andere Menschen werden. Unser Ich, unser Selbst, die Identität unserer Person ist jener Kern im Wesen des Individuums, der uns vor der Auflösung in die Veränderungen, die mit uns und durch uns geschehen, bewahrt. Allerdings müssen wir etwas für die Stabilität dieses Kerns tun und uns immer wieder die Zeit nehmen, uns zu besinnen, uns aus den Prozessen, in die wir verstrickt sind, herauslösen, um Distanz zu gewinnen zu allem, was wir erleben und erleiden.

Diese selbstkritische Distanznahme, das Abschiednehmen, ist nötig, um Abstand zu gewinnen vom Lauf der Zeit und sich in einer Art Auszeit klar darüber zu werden, was wir eigentlich wollen, worin der Sinn dieses Wollens liegt. Es wird oft erzählt, dass Menschen,

die dem Tod nahe sind, eine Bilanz ihres Lebens ziehen: Hat es sich gelohnt? Ich sagte es bereits: Eine solche Bilanz sollte man nicht erst am Ende des Lebens, sondern immer wieder zwischendurch versuchen, nicht nur in Krisenzeiten, sondern auch wenn es uns gut geht.

Aller Anfang ist schwer. Vor allem wenn man auf einem Gebiet noch unerfahren ist. «Jedes Neue, auch das Glück, erschreckt», heisst es in Schillers *Braut von Messina*. Immerhin hat man bei einem Neubeginn den Vorteil, dass es sich dabei nicht um einen ersten Anfang handelt, manches also schon bekannt ist, trotz aller Unwägbarkeiten ein Stück vorweg genommene Zukunft. Motivierend kommt hinzu die Aufbruchsstimmung, die hoffnungsfrohe Erwartung, dass ausserhalb der ausgefahrenen Gleise Neues entdeckt werden kann, was das Leben bereichert. Die Vergangenheitslastigkeit weicht der Offenheit gegenüber einer Zukunft, in der sich das Alte bewähren und erneuern muss. Irgendwann wird man auch mit dem Neuen vertraut werden, sich auf sicherem Boden fühlen und wieder eine Heimat geschaffen haben, die mit der alten Heimat durch den roten Sinnfaden verbunden ist, den jeder und jede einzelne in die eigene, persönliche Geschichte hinein verwoben hat.

Was den Neubeginn manchmal erschwert, ist der Vergleich mit dem Alten. So wie es einen immer wieder aus der neuen Stadt in die Heimatstadt zurück zieht – wir sprechen dann treffend von Heimweh –, so flüchtet man sich, solange man nach einer Veränderung noch nicht heimisch geworden ist, in Gedanken immer wieder in die alten Zeiten, die nostalgisch verklärt und überhöht werden. Zuerst braucht man diesen Trost, auch wenn er einem «weh» macht und den Neubeginn mit einer Hypothek belastet. Wehmut ist lähmend für den Mut. Diese Hypothek gilt es, nach und nach abzubauen, damit die Qualität des Neuen als solche hervortreten kann.

Wir neigen dazu, aus dem Vergangenen alles Negative zu tilgen. Früher war alles besser, ist oft zu hören. Am Anfang aller Zeiten stand das Paradies, ein goldenes Zeitalter, in welchem es nichts auszusetzen gab. Wir vergessen gern, dass es uns auch in der alten Stadt manchmal nicht gut gegangen ist, dass viele Anstrengungen gescheitert sind und wir hin und wieder, vielleicht sogar sehr oft unglücklich waren. Der Vergleich des Neuen mit dem Alten ist da-

her unfair, wenn das Vergangene idealisiert wird, so dass das Neue einem Vergleich nicht standhält.

Damit der Übergang gelingt, muss die Vorfreude auf das Neue, die in der Aufbruchsstimmung dominiert, lebendig gehalten werden, auch nachdem die ersten Enttäuschungen sich eingestellt haben. Was dann hilft, ist eine Einstellung, die wir als Gelassenheit bezeichnen. Man muss die Dinge auch lassen können, wie sie sind. Das Alte lässt sich nicht umstandslos wiederholen. Man muss es verabschieden, um Platz für das Neue zu schaffen, dem Neuen also eine echte Chance geben, indem man es unvoreingenommen auf sich zukommen lässt.

(2) Wohnen und Leben

